Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos": München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



19. März 1915 — München / 2. Jahrgang — Nummer 11

1915	Wochenkalender	(5675) תרעה	
	März	Nisan ניסן	ויקרא Gottesdienste:
Samstag	20	5	Morgens Haupsyn. 8½.
Sonntag	21	6	Herzog Rud.-Str. 7½.
Montag	22	7	Sabbath-Ausgang 7.05
Dienstag	23	8	
Mittwoch	24	9	
Donnerstag	25	10	Sabbath-Eingang:
Freitag	26	11	Haupt-Synagoge 6—. Herzog Rud.-Str. 6¼.

Österreich nach dem Kriege

Oesterreich seufzt unter der Strenge des Zensors. Selbst gegenwärtige Zustände, deren Behandlung nur die Eintracht zwischen Behörden und Publikum erhöhen würde, dürfen nicht kritisiert werden. Darum ist es nur zu begreiflich, wenn sich die Diskussion über die Zukunft der habsburgischen Lande und seiner Völker nach Deutschland flüchtet.

So veröffentlicht denn auch ein österreichischer Politiker unter dem Pseudonym Munin im Verlag Eugen Diederichs eine in manchem Betracht aufsehenerregende Broschüre, deren Erscheinen in Oesterreich ganz unmöglich wäre.*)

Munins „Forderungen" führen die Juden Oesterreichs jäh von jeglichen Hoffnungen, wenn sie überhaupt welche zu hegen gewagt haben, zurück in die Wirklichkeit. Wir wollen in seiner Schrift nicht den aufrichtigen — wenn auch unzulänglichen — Willen zu einer vernünftigen Orientierung der zukünftigen Nationalitätenpolitik in der Donaumonarchie verkennen. Aber es haften Munins Weltbild noch viel zu viel Fehler der alten Epoche an. Wir bewundern die tiefe Liebe des Verfassers zu seinem Volke, der sich nicht scheut, die, wie er angibt, jetzund zum alten Eisen gehörenden hochverräterischen Ziele der alldeutschen Partei mit aller Offenheit darzulegen, aber er vertritt eine „Forderung", der sich die nichtdeutschen Völker niemals willig fügen werden.

Munin sieht den Sinn der Waffenbrüderschaft Oesterreich-Ungarns mit Deutschland in der Verteidigung des Germanentums gegen das Slawentum, der sich die Slawen Oesterreich-Ungarns in plötzlich aufdämmernder Erkenntnis ihrer Minderwertigkeit freudig angeschlossen hätten, und baut auf dieser Ansicht ein Luftschloß auf, in dem trotz allen loyalen Zugeständnissen der Deutsche Hausherr der Nichtdeutschen sein solle.

Welch ein Irrtum! Was in diesem Kampfe die Slawen an Deutschland bindet, ist gewiß weniger die Einsicht, daß der deutschen Nation in Oesterreich die Führung gebühre, als vielmehr das Bewußtsein der slawischen Intelligenz, daß es den Schutz europäischer Zivilisation gegen russische Unterdrückung gelte, daß es den einzelnen Gliedern der slawischen Völkerfamilie unter dem Szepter der Habsburger allezeit besser gehen werde, als unter der Knute der Romanows. Nichts anderes! Möge auch die Bewunderung für das deutsche Volk bedeutend gestiegen sein und fürderhin ehrlich anerkannt werden.

Wie die Slawen, so müßten sich, ginge es nach Munin, die über zwei Millionen Seelen starke, im Kultur- und Wirtschaftsleben bedeutende und sogar „nationale" Werte schaffende Judenheit auf die Suprematie der Deutsch-Oesterreicher gefaßt machen und — sie zu fördern bemüht sein. Zwar lassen die Ausführungen Munins eine erfreuliche Wendung in der Auffassung der Judenfrage durch die antisemitischen Deutschnationa-

*) „Oesterreich nach dem Kriege. Forderungen eines aktiven österreichischen Politikers". Tat-Flugschriften Nr. 3. Groß 8°. 31 S. 60 Pf.

len erkennen, aber ansonsten ergeht er sich gerade bei diesem Punkte in Gedankengängen, die für den Völkerfrieden im Nachbarstaate ebenso verhängnisvoll wären, wie sie es früher waren.

Es ist nicht mehr als billig, wenn er es als unmöglich erklärt, „den Juden, der sich für unsere Sache schlug, weiter verallgemeinernd als Staatsschmarotzer zu betrachten", wenn er zugibt, „daß uns in politisch-nationaler Beziehung die Juden vielseits nicht unwesentlich unterstützten", wenn er gütigst mit Bezug auf die von der alldeutschen Partei ausgegangene Ehrloserklärung der Juden betont: „Es wird sich künftig nicht halten, den Juden von vornherein nur seiner Abstammung willen zu negieren". Die sich daraus ergebenden Folgerungen zieht jedoch Munin nicht.

Es wäre sehr unklug, den Juden dann, wenn die Beziehungen der Nationalitäten zueinander geregelt werden, den Platz an der Sonne zu verwehren, indem man sie nach alter Gewohnheit zu fremden Gruppen schlüge, somit wie bisher ihrer Volkssouveränität beraubte, und wiederum zum umworbenen und mißhandelten Spielball eifersüchtiger Gegner machte. Was anderes bedeutet aber der folgende von Munin geschriebene Satz, „man müsse den Juden vor allem nationalisieren (?!), d. h. ihn für die völkischen Zwecke des deutschen Gesamtvolkes erziehen und dienstbar machen."

Dienstbar machen!

Nun wären wir glücklich dort angelangt, wo die Habsburgermonarchie aus den Fugen zu gehen drohte. Denn durch diesen einen Fall der Juden bliebe ja das Prinzip der Unterdrückung a l l e r nationalen Minoritäten sanktioniert und aufrecht erhalten.

Jung-Oesterreich muß anders werden! Das einzige Heil dafür liegt in einer dogmatisch und doktrinär durchzuführenden Politik der Gerechtsame gegen alle seine Völker o h n e A u s n a h m e, eine Politik, die nicht etwa von oben aufoktroyiert werden darf, wenn sie Erfolg haben soll, sondern den Willen aller Beteiligten darstellen müßte, ob sie dadurch auch zeitweiligen Schaden zu haben meinen.

Es kann uns nur freuen, wenn die Oesterreicher dadurch, daß sie ihre Wünsche zum Frieden der reichsdeutschen Bevölkerung mitteilen, bekunden, daß sie diese an der inneren Politik ihres Landes für interessiert halten. Das gestattet uns aber auch, den Bundesgenossen rechtzeitig zu verstehen zu geben, was w i r von ihm für die Zukunft erwarten. Wir haben den unstillbaren Wunsch, daß sich Oesterreich-Ungarn nicht weiter selbst zerfleische. Denn von seiner Gesundung hängt auch u n s e r e Stellung im Rat der Mächte ab. Wir verhehlen uns nicht, daß das Nationalitätenproblem wegen des bisher bestehenden gegenseitigen Mißtrauens äußerst schwierig auf gesetzlichem Wege, der allein im Personalitätsprinzip der nationalen Autonomie zu suchen ist, zu lösen sein wird. Die Lösung ist aber möglich, wenn sich unsere Bundesgenossen das Schachern um ephemere Wichtigkeiten abgewöhnen und sich entschließen, die Verständigung im Großen zu suchen, indem sie sich die primitivsten und zugleich höchsten Grundsätze zu eigen machen, die das harmonische Leben der nun einmal ethnisch verschiedenen Gesellschaft in Oesterreich-Ungarn ermöglichen. Oder soll das Blut der Völker für ein Phantom geflossen sein?

Wir glauben gerne, daß das Umlernen schwer ist, zumal man Jahrzehnte lang solche Irrwege gegangen ist wie in Oesterreich-Ungarn. Aber wir müssen darauf dringen, daß man drüben den modus vivendi finde und nicht auf halbem Wege stehen bleibe. Möchte doch Herr Munin und seine Gesinnungsfreunde in allen Parteien die vergessenen Scharteken des Weisen von Emmersdorf, des Juden Adolph Fischhof, hervorholen und seine Worte jetzt beherzigen, die er vor bald fünfzig Jahren tauben Ohren gepredigt hat: „Oesterreich — will es seinen Bestand sichern — muß fortan der Träger eines hohen ethischen Gedankens sein; und unzweifelhaft hat es auch den Beruf hierzu, da Gerechtigkeit die höchste sittliche Idee ist, und es keinen Großstaat in Europa gibt, der seiner innersten Natur nach sich mit derselben so zu identifizieren vermag wie Oesterreich".

Nur auf dem Boden der Gleichberechtigung, aber niemals auf dem der Ueber- und Unterordnung werden sich die Völker Oesterreich-Ungarns vertragen lernen. Daß die Juden dabei nicht die Rolle des Aschenbrödels spielen werden, dafür werden sie, eingedenk ihrer Erfahrungen, selbst sorgen, darin werden sie aber auch, sobald die Zeit gekommen ist, die Unterstützung der deutschen Judenheit finden müssen, die um ihrer selbst willen nicht dulden kann, daß die Juden im künftig wohl noch enger verbündeten Nachbarlande in eine wie immer geartete Ausnahmestellung gedrängt würden. N. W.

Die Not in Polen!

Kaum ein Land leidet so unter den Kriegswirren wie Russisch-Polen. Das vielfache Hin und Her der kriegerischen Operationen, das Vordrängen und Zurückfluten riesiger Truppenmassen, mit der unvermeidlichen Zerstörung von Haus, Hof und Gut, der Unbrauchbarmachung von Wegen und Eisenbahnen im Gefolge, hat nicht nur zu einer völligen Stillegung des wirtschaftlichen Lebens geführt, sondern auch die nach Millionen zählende Zivilbevölkerung des Landes, namentlich in den Städten, in größte Not gebracht. Es fehlt fast an allem, insbesondere an Kohlen und Nahrungsmitteln. Der ärmeren Bevölkerung

drohen daher, infolge von Hunger und Entbehrungen, die schwersten Seuchen. Diese aber wären von einer nicht zu unterschätzenden Gefahr auch für die benachbarten Landesteile, namentlich aber auch für unsere tapferen dort kämpfenden Truppen, deren ständige Berührung mit der Bevölkerung unvermeidlich ist.

Es ist darum nicht nur ein Gebot jener Menschlichkeit, die beim Deutschen nicht an der Landesgrenze Halt macht und die ja auch in so hervorragender Weise gegenüber den verwundeten und gefangenen Feinden zum Ausdruck kommt, sondern auch in gleichem Maße eine Pflicht der Selbsterhaltung, der in Polen herrschenden Not mit allen Mitteln zu steuern, Millionen von Menschen vor den Folgen des Hungers zu retten und Seuchen, die auch uns gefährlich werden könnten, nicht erst ausbrechen zu lassen.

Es hat sich deshalb eine internationale Kommission gebildet, die durch den Aufkauf von Nahrungsmitteln im Ausland und ihre Ueberführung nach Polen rasch Hilfe bringen will. In Deutschland hat sich zu dem gleichen Zweck unter dem Präsidium Sr. Durchlaucht des Fürsten von Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg, des Direktors im Reichsamt des Innern, Herrn Dr. Lewald, und des Direktors der Dresdner Bank, Herrn Herbert M. Gutmann, ein Zentral-Hilfskomitee mit dem Sitz in Berlin W. 8, Behrenstraße 38, gebildet, dem angesehenste Persönlichkeiten aus allen Teilen Deutschlands beigetreten sind. Die Hilfe wird ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis allen Bedürftigen in gleicher Weise zuteil werden. Das Komitee wendet sich jetzt mit einem in unserem Anzeigenteil veröffentlichten Aufruf an die weitesten Kreise des deutschen Volkes mit der Bitte um Beiträge. **Auch die kleinste Gabe ist willkommen.** Zahlungen können bei sämtlichen Reichsbankstellen sowie bei den Niederlassungen einer großen Zahl anderer im Aufruf ramhaft gemachter Banken geleistet werden. Es ist beabsichtigt, über die Spenden, falls von den Gebern nichts anderes bestimmt wird, öffentlich zu quittieren.

Karl Kautsky über „Rasse und Judentum"

Von Selma Blumberg, München.

(Schluß.)

Zur Lösung vorliegender Fragen durch die Synthese gelangen wir wie folgt:

Die Verschiedenheit der menschlichen Organismen kann weder die geographischen Verhältnisse, noch das genannte mathematische Gesetz in Wirkung auf sie aufheben, weil diese Verschiedenheit keine absolute, d. h. keine die *allgemeinen* Merkmale des Menschlichen, sondern nur eine das *Individuelle* betreffende ist; die übereinstimmenden oder gemeinsamen Eigenschaften (wie: lieben, hassen usw.) bleiben davon unberührt.

Ferner: Die Feststellung der neuern Forschung, daß eine Reinheit der Rasse nicht existiert, weil überall Rassenmischungen stattfinden, hebt die Neubildung von Rassen und die Rassenkonstanz nicht auf; denn da der Mensch trotz aller Technik kein ewig fahrender Scholar ist, sondern in bestimmten Gebieten seßhaft bleibt, muß es immer wieder zur Bildung und Konstanz von Rassen und Völkern kommen. Auch die Wanderungen, zu denen der Wandertrieb wie die wirtschaftlichen Verhältnisse einzelne Teile der Völker führen, können keine Auflösung der Rasse bewirken, da ihre Zahl im Verhältnis zu der Menge des Volkes, dem sie sich assimilieren, gering ist. Nach der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung kann bei einem derartigen Mißverhältnis der Teile kein positives Resultat zu erwarten sein. Wenn wir z. B. ein Glas Burgunder in sechs Liter Apfelwein schütten, dann wird wohl der Burgunder verschwunden sein, der Apfelwein aber wird sich weder im Aussehen noch im Geschmack so verändert haben, daß dies bemerkbar wäre. Das Resultat der Mischung fürs Praktische ist also $= 0$.

Ebenso kann die Anpassungsfähigkeit des Organismus durch seine Variabilität nicht aufgehoben werden, aus dem einfachen Grunde, weil diese verschwindend gering ist. Die vom Verfasser behauptete schnelle Veränderlichkeit der geistigen Organe ist nicht nachweisbar, vielmehr lehrt die Geschichte, daß das Denken in seinem Wesen sich in historischer Zeit nicht geändert hat: es ist zu Beginn der Geschichte mit derselben Kraft und Tiefe hervorgetreten wie heute, Beweis: Moses, Homer, Buddha.

Was endlich die Sprache anbetrifft, so fallen, wie die vorstehenden Ausführungen beweisen, die Bedingungen für ein Zusammenleben der Glieder eines Volkes nicht fort; Ausnahmen sind vorhanden, sie bestätigen aber auch hier nur die Regel.

Wir sehen, die Gegenargumente sind in ihrer Wirksamkeit so beschränkt und gering, daß sie unmöglich die Rassenkonstanz gefährden können. Da aber Kautsky sie trotzdem zur Grundlage seiner Thesen benutzt und Argumente und Schlüsse darauf aufbaut und stützt, so **fällt die ganze Schrift in sich selbst zusammen,** da wir ihm oben diesen Boden, auf dem er steht, haben entziehen müssen. Auch mit der Idee von der Einheit des Menschengeschlechts — nicht derjenigen Einheit, die sich durch Verwandtschaft der Völker und Völkergruppen bildet und die nach wie vor besteht, sondern derjenigen, wie sie Kautsky denkt, nämlich als Konglomerat absolut verschiedener Individuen — ist es nichts, infolgedessen kann der Verfasser auch den Zionismus nicht überflüssig machen und muß ihn, wie alles andere, weil er tief in den Wissenschaften begründet ist, wohl oder übel bestehen lassen. Für uns aber ergibt sich aus den obigen Tatsachen mit verdoppelter Schärfe und Deutlichkeit die Erkenntnis, daß die Assimilation der Juden ein Irrweg ist, d. h. ein Weg, der zum Nichts führt. Assimilieren sich die Juden den Völkern, mit denen sie wohnen, so kann das Resultat dieser Mischung, da sie über der ganzen Erde zerstreut sind, sowohl für eine Neubildung, wie für eine Umgestaltung der geistigen Struktur dieser Völker kein anderes sein als $= 0$. Die Juden sind dann untergetaucht wie ein Tropfen im Meer.

Von einer Auflösung der Rassen und Völker erwartet Kautsky auch den Untergang des orthodoxen Judentums, das für ihn das Judentum überhaupt bedeutet. Männer wie Spinoza, Heine, Marx usw. gehören seiner Meinung nach nicht zum Judentum, weil das orthodoxe Judentum reaktionär gesinnt ist und jedem Fortschritt feindlich gegenübersteht. Aber der Verfasser vergißt, daß die genannten Männer nur die höheren Stufen in der Entwicklung des Judentums darstellen; daß sie aus dem orthodoxen Judentum als ihrem Erdreich emporsteigen und ohne diesen Boden, so wie sie sind, nicht möglich wären. So ist z. B. Spinoza aus frommen jüdischen Kreisen hervorgegangen, und der allgemeine Geist seiner Zeit

war auch nicht gerade „darwinistisch". Er war es ja, der zuerst das Neue erkannte, der die Grundlagen des neuen Geistes geschaffen hat, des Geistes unserer Tage.

Sollen die Juden fernerhin mitarbeiten an dem Fortschritt der Kultur, dann ist dies nur möglich, wenn sie die Besonderheit bleiben, die sie sind, wenn das Judentum erhalten bleibt. Alle Bemühungen, zwischen Judentum und Juden absolute Gegensätze aufzurichten, oder die Verdienste des Judentums um seine großen Männer der modernen Philosophie und Wissenschaft zu kürzen, sind eitel. Die Geschichte zeigt uns, daß es immer und überall neben den fortgeschrittensten Gruppen innerhalb eines Volkes reaktionäre Parteien auf allen Gebieten des Lebens gibt und gegeben hat. Will man diese als Hemmschuh betrachten, nun dann gibt es nicht nur im Judentum, sondern in jedem Volk einen Hemmschuh. Aber ein Problem zwischen Judentum und Juden gibt es ebenso wenig, wie es ein Problem zwischen Deutschtum und Deutschen gibt.

Hätte Kautsky die Dinge etwas näher betrachtet, wäre er zu solch unmöglichen Schlüssen, wie sie seine Schrift aufzeigen, nicht gekommen. Er hätte die Wahrheit erkannt. Zur Hochhaltung der Wahrheit aber sind auch unsere Gegner verpflichtet.

Brief aus Erez-Israel

(Aus dem Jiddischen.)

Die Blutwelle, die ganz Europa überflutet, hat auch unsern kleinen Jischuw in Erez-Israel mit in das allgemeine Chaos zu reißen gedroht. Zum Glück ist die Katastrophe nicht eingetreten, und das haben wir nur der hohen sozialen Entwicklung unserer jungen Siedlung zu verdanken, die verschiedene wertvolle Institutionen zu schaffen vermochte. In bedeutendem Maße haben auch unsere amerikanischen Brüder die Katastrophe zu verhüten beigetragen, durch ihre rasche und tatkräftige materielle Unterstützung.

Die Not vereinigt alle. Die verschiedenen Parteien und Richtungen, welche wir in Friedenszeiten im Jaffaer Leben zu sehen gewohnt sind, haben sich jetzt sofort vereinigt und sich mit bewundernswerter Energie an die Arbeit gemacht. Durch diese Einmütigkeit gelang auch die Einführung der Schecks der A. P. C. (des zionistischen Bankinstitutes) und des Waad von Tel-Awiw. Der Handel, welcher infolge des Mangels an Münzen (Papiergeld ist in der Türkei nicht vorhanden) zu stocken begann, und durch die Unmöglichkeit, die Ware jedermann auf Borg zu geben, schwer behindert war, wurde durch die Einführung der Schecks neu belebt. Es fanden sich sogar Kaufleute, die die Situation ausnützten und die Schecks nicht zum vollen Werte annahmen, aber die „Agudath Hasochrim" machte in diesen Fällen sofort Ordnung. Auf Initiative des „Komitee zur Erleichterung der Krisis" wurde auch ein allgemeines Warenlager ins Leben gerufen, das Waren zu festen Preisen verkauft, um jede Auswucherung der Bevölkerung zu verhindern.

Dieses Komitee arbeitet seit der ersten Stunde seines Bestehens in durchaus systematischer Weise. So wurden verschiedene Subkomitees ins Leben gerufen, von denen jedes sich mit einer besonderen Aufgabe befaßt; so eines mit der Weizen- und Mehlversorgung, ein anderes mit Brotbacken, ein drittes mit der Erhaltung von Teehallen usw. Das Komitee ist die Zentralstelle für die Fürsorgetätigkeit im ganzen Lande und hat bisher seine Aufgabe, die Notlage zu erleichtern, glänzend gelöst.

Graf Witte

Mit dem Grafen Witte sinkt für die russische Judenheit eine Hoffnung zu Grabe. Wir wissen nicht, ob er die Juden liebte. Wahrscheinlich nicht. Aber Graf Witte fand sich als Realpolitiker großen Stils mit ihrer Existenz in Rußland als etwas Gegebenem ab und sagte sich, daß für die Erneuerung Rußlands selbst in der Lage der Juden eine Aenderung eintreten müsse.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Witte bei einer längeren Dauer seines Ministerpräsidiums auch für die russischen Juden nach und nach Erleichterungen durchgesetzt hätte. Aber wie in allen seinen großzügigen Plänen, zog er sich auch in der Behandlung der Judenfrage das Mißtrauen und die Erbitterung des russischen Hofes und der russischen Satrapie zu.

Als er in der Ministerkonferenz vom 24. Januar 1905 die Teilnahme der Juden an den revolutionären Bestrebungen zu erklären suchte „als Folge der schweren materiellen Verhältnisse, in welchen gegenwärtig die Mehrheit der russischen Juden lebe, des Drucks der geltenden Beschränkungen ihrer Rechte und der Last der den Juden ungünstigen Deutung, welche viele Lokalbehörden diesen beschränkenden Gesetzen gäben", wurden seine Worte von der russischen Presse totgeschwiegen und nur aus dem „Regierungsboten" bekannt.

Da Witte als Ministerpräsident bei allen seinen Unternehmungen, die er durchführen wollte, einen schon gewohnheitsmäßigen Widerstand erfuhr, äußerte er sich beim Empfang jüdischer Abordnungen oder ausländischer Berichterstatter ebenso vorsichtig wie offenherzig über die geringen Aussichten, die sich für eine Besserung der jüdischen Verhältnisse in Rußland zeigten. So sagte er im Anfang des Jahres 1905 wörtlich und später wiederholt dem Sinne nach: „Ich selbst sympathisiere mit der Erweiterung der Rechte der Juden und werde gewiß alles tun, was möglich ist. Aber die Schwierigkeiten und die zahlreichen Hindernisse, welche sich der Lösung der jüdischen Frage entgegenstellen, sind nicht leicht zu beseitigen."

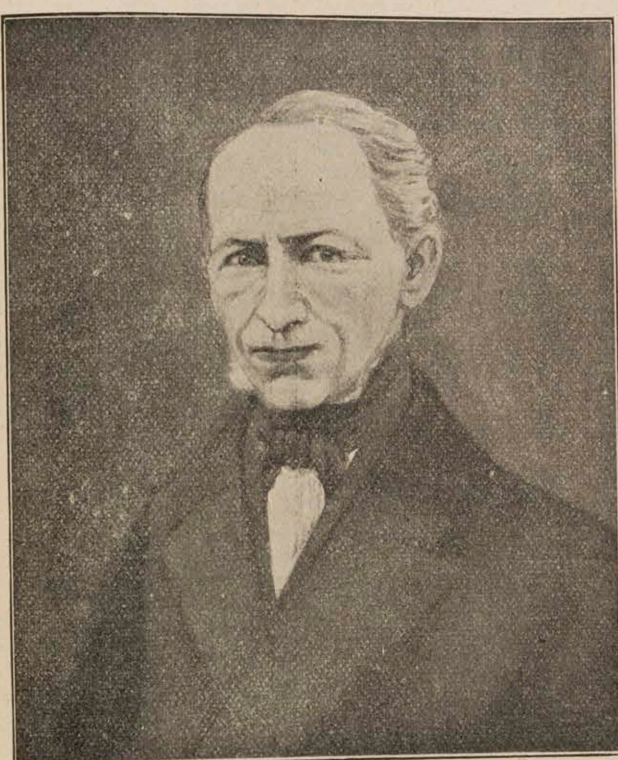
Wohin Witte als einsichtsvollster Patriot und Staatsmann Rußland führen wollte, beweist das von ihm dem Zaren abgerungene Oktobermanifest. Aber es war ihm nicht möglich, mit seinen Absichten einer korrupten Beamtenschaft zu imponieren. So kamen ihm sicher auch die von den Nebenregierungen ausgehenden Pogrome von 1905 unerwünscht und vielleicht auch überraschend.

Nachdem nun Witte, den man außerhalb Rußlands als „kommenden Mann" ansah und in Rußland fürchtete, nicht mehr unter den Lebenden ist, ist die letzte bedeutende Persönlichkeit unter den russischen Staatsmännern verschwunden, die frei von blindem Haß und ehrlich, wenn auch nur im eigensten Staatsinteresse, die Lage der russischen Juden zu verbessern gestrebt hätte.

Literarisches Echo

Louis Lamm: Isak Bernhard Lamm. Der erste jüdische Volksschullehrer in Bayern. Verlag Louis Lamm, Berlin. 1915. Klein 8°. 16 S. M. —.50.

Das Material zu dieser kleinen Schrift des bekannten Berliner Buchhändlers, der seine starke Liebe zu der bayerischen Heimat durch eine ganze Reihe von jüdisch-geschichtlichen Publikationen bekundet hat, ist, wie das Titelblatt anzeigt, aus alten Familienpapieren geschöpit. In Kürze stellt



Isak Bernhard Lamm

der Verfasser den Lebenslauf des ersten jüdischen Volksschullehrers und seine Kämpfe um die Anstellung dar. Von allgemeinem Interesse sind die abgedruckten Akten der bayerischen Regierung; diese war stets auf Seite des Lehrers. In die rein sachliche Darstellung mischt sich auch eine kleine Tragödie. Einige Feinde des jungen Lehrers erwirkten nämlich gerade an dem Tage, an dem er heiraten sollte und alle Hochzeitsgäste von weit und breit schon angekommen waren, ein Heiratsverbot. Aber auch in diesem Falle nahm sich die bayerische Regierung kräftig des wackern Lehrers an und vereitelte die Pläne der Gegner.

Das Büchlein bildet einen wünschenswerten Beitrag zur Geschichte des jüdischen Schulwesens. Es ist geschmackvoll ausgestattet und enthält auch das Bildnis Isak Bernhard Lamms, der in seinem Leben große Ehrungen erfahren hat — er war der erste jüdische Lehrer, der nach fünfzigjähriger Tätigkeit den Ludwigsorden erhielt — und dem durch diese Arbeit ein schönes Denkmal gesetzt ist.

Rabbiner Dr. **Felix Perles:** Der Krieg und die polnischen Juden in ihrem Verhältnis zu Deutschland. Königsberg i. Pr. Verlag von Gräfe & Unger. 1914. Mittel 8°. 16 S. M. —.50.

Diese Schrift soll ebenso Nichtjuden wie besonders auch den deutschen Juden, „deren größter Teil noch nicht den Schlüssel zur Seele der polnischen Juden gefunden und ihnen völlig verständnislos gegenübersteht", Aufklärung bringen. Der Verfasser behandelt in kurzen Zügen die Geschichte, die religiöse und weltliche Bildung, die kulturellen Leistungen und die Notlage der Juden in Russisch- und Oesterreichisch-Polen. Er bezeichnet „das polnische Judentum als eine Enklave deutscher Sprache und deutscher Gesittung im slavischen Osten" und vertritt die Ansicht, daß je weniger sprunghaft und überstürzt die Ueberleitung der Juden vom Ghetto zur Luft der Freiheit sich vollziehen wird, desto leichter sie ihre Fehler ablegen, desto sicherer ihre Vorzüge sich erhalten und ihre Fähigkeiten zu fruchtbarer Entfaltung gelangen werden. Um ihre Vorurteile zu überwinden, muß man selber unbefangen an sie herantreten und ihnen Vertrauen entgegenbringen. Sind doch die meisten unerfreulichen Seiten ihres Wesens gleichsam nur die Narben eines langen und ehrenvollen Kampfes für ihre Ideale, die ihnen nicht für die Güter und Ehren dieser Welt feil waren, und verdienen daher wohlwollende Nachsicht. Speziell ihre religiösen Eigentümlichkeiten müssen möglichst geschont werden, damit nicht mit der gewaltsamen Loslösung der Schale auch der edle Kern zerstört werde, und so die ungeheure in ihrer Religion liegende Kraft verloren gehe. Ein liebevolles Verständnis wird nicht nur ihre Fehler milder erscheinen lassen und zugleich schneller beseitigen, sondern auch ihre guten Seiten herausfinden und ohne Rückhalt anerkennen."

Robert Müller: Was erwartet Oesterreich von seinem jungen Thronfolger? Verlag Hugo Schmidt, München. 1914.

Das bayerische Kriegsministerium, Armeeabteilung I, München, richtete unterm 2. März 1915 nachstehendes Schreiben an die Geschäftsstelle des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Betreff: Handhabung der Zensur. — Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in Berlin hat dem Kriegsministerium eine im Verlage von Hugo Schmidt in München erschienene Schrift von Robert Müller „Was erwartet Oesterreich von seinem jungen Thronfolger?" vorgelegt, welche schwere Angriffe auf die Juden enthält. — Auf Seite 104—107 wird der Jude als „Fremder" bezeichnet, als eine Gefahr für die Gesellschaft, eine Gefahr für die Zeit; er sei im Verrat geübt und trage das Zeichen des Zynismus auf der Stirne. Die einzige Abhilfe sei, die Juden zu Staatsbürgern zweiter Klasse oder zu Ausländern zu machen. — Diese und ähnliche Angriffe sind zweifellos geeignet, den Frieden zwischen den Konfessionen und Religionsgemeinschaften zu stören und Parteiungen unter dem deutschen Volke hervorzurufen, dessen Einigkeit und Geschlossenheit gegenwärtig unter allen Umständen gewahrt werden muß. — Mit Rücksicht darauf, daß das Buch bereits vor Kriegsausbruch erschienen ist, und um eine Schädigung zahlreicher Buchhändler zu vermeiden, wurde von einer Beschlagnahme Abstand genommen. Der Verlag wurde aber ersucht, die noch vorhandenen Bestände der Schrift bis zur Beendigung des Krieges zurückzuhalten und jede Ausstellung, Besprechung

oder Empfehlung des Werkes zu vermeiden. — Nachdem bereits ein großer Teil der Auflage in den Besitz von Sortimentsbuchhandlungen übergegangen ist, glaubt das Kriegsministerium die sehr verehrliche Geschäftsstelle ersuchen zu dürfen, die Mitglieder des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in dem gleichen Sinne verständigen zu wollen. (gez.) Köberle.

Welt-Echo

Am 6. März fand in Petersburg die Verhandlung gegen die **Rechtsanwälte** statt, die seiner Zeit **gegen den Beilis-Prozeß** protestiert haben. Von den über achtzig Angeklagten waren fünfundzwanzig Rechtsanwälte in erster Instanz zu Gefängnisstrafen von sechs bis acht Monaten verurteilt, in zweiter Instanz aber freigesprochen worden. Gegen dieses Urteil hatte der Staatsanwalt Revision eingelegt. Ueber den Ausgang der Verhandlung ist noch nichts bekannt.

Die **Schulen der „Alliance Israélite“** sind alle im Betrieb, selbst die in Syrien und Palästina. Die Alliance ist indirekt mit den Leitern der Schulen in Verbindung. Die große Schwierigkeit bestand in der Ueberweisung der Gelder. Auch dies ist jetzt gelungen. Die Auswanderung nichttürkischer Juden aus Palästina hat die Schülerzahl nicht vermindert, da sie Schüler aus anderen Schulen, die geschlossen werden mußten, hinzubekamen.

Zur Aufrechterhaltung der Existenz der jüdischen Bevölkerung in Palästina, sowie zur Erhaltung der Kolonien sind monatlich 200 000 Mark unbedingt erforderlich. Es wird daher von den an Palästina interessierten Organisationen beabsichtigt, auch in Deutschland eine **große Hilfsaktion** speziell **für Palästina** ins Werk zu setzen.

Gemeinden-Echo

München. In der Sitzung des Verwaltungsausschusses der Kultusgemeinde vom 10. Februar 1915 wurde vom Referenten im Anschluß an die Bekanntgabe eines Legates des Herrn Bernhard Kraemer für die Israelitische Waisenstiftung ausgeführt, daß die Israelitische Waisenstiftung bereits über bedeutende Mittel verfüge. Es wurde dann weiter vom Referenten als wünschenswert erklärt, daß alle diejenigen, die sich mit der Absicht trägen, Stiftungen an die Gemeinde zu machen, sich vorher bei der Verwaltung erkundigen würden, für welche Zwecke Stiftungen in erster Linie in Betracht kämen. Wir werden ersucht, darauf hinzuweisen, daß diese Ausführungen nur allgemeiner Natur waren, daß darin keineswegs eine Kritik des Vermächtnisses des Herrn Kraemer zu erblicken ist, daß vielmehr das Legat wie alle derartigen Vermächtnisse von der Verwaltung auf das wärmste begrüßt und dankbarst angenommen werden (worüber unser Bericht auch gar keinen Zweifel läßt. D. Red.).

München. Sitzung des Verwaltungsausschusses der Israelitischen Kultusgemeinde vom 11. März 1915. In der genannten Sitzung erfolgte gelegentlich der Bekanntgabe des Einlaufs die Mitteilung, daß vom Sohne eines vor einiger Zeit verstorbenen Gemeindemitgliedes, welches zu Lebzeiten während eines Zeitraumes von mehreren Jahren mit 1000 Mark aus Stiftungs- und Wohltätigkeitsmitteln der Gemeinde unterstützt wurde, dieser Betrag in voller Höhe wieder zurückvergütet worden ist. Dieser Akt wurde sowohl vom Vorsitzenden als auch von der Versammlung als äußerst pietätvolle Handlungsweise gekennzeichnet, die verdiene, in weiten Kreisen bekanntgegeben zu werden. — Gegenstand der Tagesordnung bildete zunächst die Beratung des Entwurfs einer Eingabe, welche an den Stadtmagistrat gerichtet werden soll als Erwiderung auf die seitens der städtischen Kollegien gefaßten Beschlüsse in Sachen Gewährung eines Zuschusses zu den Kosten des israelitischen Religionsunterrichtes an den Volksschulen. Der Entwurf wurde genehmigt. — Der Kultusgemeinde sind wieder eine Reihe namhafter Zuwendungen für bereits bestehende Stiftungen, sowie für eine neu zu errichtende Wohltätigkeitsstiftung aus dem Nachlaß des verstorbenen Herrn Leopold Guggenheimer zugefallen, die sämtlich Annahme finden. — In Erledigung der letzten beiden Punkte der Tagesordnung wurden die Voranschläge der Lipschützschen Versorgungsanstalt und der Gabriel und Rosa Ritterschen Stiftung für das Jahr 1915 behandelt und genehmigt.

München. Die Israelitische Kultusgemeinde hat wie auf die erste auch auf die zweite Kriegsanleihe 50 000 Mark zur Anlage von Stiftungsgeldern gezeichnet.

Vereins-Echo

Der Verband der Deutschen Juden versendet wie zu Chanuka 1914 auch zum bevorstehenden Passahfest eine kleine Druckschrift als „Gruß an die jüdischen Soldaten im deutschen Heer.“ Die Schrift enthält eine dem Fest entsprechende Zusammenstellung von biblischen und Hagada-Stellen und Psalmen, sowie eine Predigt von Rabbiner Dr. Cohn-Bonn. Sie wird vom Verbande an die jüdischen Feldgeistlichen zur Verteilung unter die Mannschaften ihres Bereiches versandt, sowie nach Möglichkeit auch anderweitig an jüdische Soldaten im Felde übermittelt. — Gemeinden oder sonstige jüdische Organisationen, die die Druckschrift jüdischen Soldaten im Felde oder in Garnisonen oder Lazaretten zukommen lassen wollen, erhalten auf Wunsch Exemplare vom Bureau des Verbandes, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 45. Der Verband hat außerdem eine hebräische Hagada an die Feldrabbinen zur Verteilung an diejenigen Soldaten versandt, die den hebräischen Text verwenden möchten und nicht etwa von anderer Seite ins Feld gesandt erhalten haben. Die Feldrabbinen aller Armeen haben dem Verbande mitgeteilt, daß sie nach Möglichkeit für die Abhaltung von Sederabenden in den Truppenteilen ihrer Armee sorgen wollen.

Feuilleton

Bergab

Eine Purim-Geschichte von David Pinski.

Aus dem Jüdisch-deutschen übertragen von Theodor Zlocisti.

(Schluß.)

Daheim im Stübchen war es licht und hell. Eine feierliche Stimmung ruhte über dem stillen Heim. Gittel und das älteste Mädchen hatten ihre Sabbatkleider angezogen und warteten auf den heimkehrenden Simon.

Als der Vater vorhin fortgegangen war, da hatte Gittel sich verzweifelt aufs Bett geworfen, geschrieen und sich das Haar gerauft. Allmählich war sie ruhiger geworden. Sie überlegte, was wohl wäre, wenn jetzt jemand käme und allerlei verwunderte Fragen an sie stellte. Wäre es nicht besser, wenn sie Licht im Zimmer machte, sich festlich schmückte und sich eine passende Antwort zurechtlegte? Gleichzeitig aber drängte es sie, die Stube finster zu lassen und zu verschließen. Sie stützte ihren Kopf auf die Hände, und finstere Gedanken wirrten durch ihren Sinn. So saß sie eine Zeitlang in sich versunken. Plötzlich aber erhob sie sich und richtete alles festlich her. Aus ihren schönen Augen leuchtete ein seltener Glanz. Sie arbeitete mit Lust. Der Gedanke spornte sie, Simon nach den schweren Stunden ein liebliches Heim zu schaffen, das ihn trösten und erheben könnte, damit er nicht vor sich selbst sinken müßte.

„Gut Jontef," rief sie ihm zu, als er ins Zimmer trat — ihre Stimme zitterte, aber sie bezwang sich und sah ihn nun lauschend an.

Simon traute seinen Augen nicht. Er hatte geglaubt, daß ihn Finsternis und Trübsal erwarten würde — ein richtiger Tischah-b'aw. Und doch bedrückte ihn diese freundliche Helle, denn er ahnte, was in Gittel vorgegangen sein mußte. Sein Ohr fing ihre zitternde Stimme auf. Hätte sie geweint, ihm wäre wohler gewesen. Dann hätte ja auch er sein Herz erleichtern können. Mit Tränen. „Du, mein süßes Weib," sagte er zu ihr mit Liebe. „Was denn?" lächelte sie. Aber viel zu reden wagten sie nicht. Sie brachte den Tee und schenkte ein. „Wollen wir trinken, bei uns soll auch Purim sein!" sagte sie fröhlich . . .

Hirschele und das Mädchen ließen ihre Köpfchen auf ihre Arme sinken und schliefen ein! Leibke allein blieb still sitzen und blickte betrübt auf die Eltern.

„Dewosche will mir wieder Perrücken nach Haus geben zur Arbeit," schäkerte Gittel. — „Wann war sie denn da?" fragte er ungläubig. — „Frumme war hier, die dort arbeitet. Sie sagt, jetzt ist viel zu tun. Siehst du, man braucht sich nicht zu sorgen, nicht zu grämen. Ach, hätte ich das nur früher gewußt, dann brauchtest du heute nicht als Purimspieler zu gehen." (Von seinem Purimspiel sprach sie natürlich nur beiläufig.) „Ich verstehe dich nicht," sagte Simon, „ist denn Purimspielen keine Arbeit? Sieh doch, was ich verdient habe!" Dabei nahm er die Geldstücke aus der Tasche und freute sich, daß sie endlich das Gespräch darauf gebracht hatte. Sie wurde bleich, da sie das Geld sah. Doch sie bezwang sich, damit er ihren Schreck nicht bemerkte. „Soviel!" lachte sie, und sie tat so, als ob es ihr nicht die Seele zerrisse, daß er Geschenke annehmen mußte. „Wollen wir doch 'mal zählen!" (in ihrer Stimme rollte es wie Tränen.) Und gezwungen lustig fügte sie hinzu: „Vier Rubel und dreißig Kopeken — eine Schuld weniger!" — Vier Rubel und dreißig Kopeken . . . Sie wollte wieder lächeln, aber gewaltsam brach der ganze Schmerz ihrer Seele durch, da sie das Schmachgeld wieder erblickte. Sie begann schmerzlich zu weinen und zu jammern. Da erzählte er ihr denn noch, um auch sein Herz zu erleichtern, sein ganzes Mißgeschick.

„Bei Kaplan erkannt; Jechiel war da, Moses Beer; den Bart haben sie mir abgerissen," stammelte er. Sie weinte stärker und herzzerreißender, daß er am liebsten das Schmachgeld hinausgeworfen hätte . . .

Am nächsten Tage fürchtete er sich fast in die Werkstatt zu gehen. Wo sollte er den Mut hernehmen, ein Wort zu reden oder auch nur die Augen aufzuschlagen? Aber schließlich: mehr als lachen konnten sie doch nicht. Und doch wünschte er, daß die Stunden bis zum Arbeitsbeginn sich langsamer hinschleppten. Er stöberte herum, machte sich zu schaffen und drehte sich im Zimmer umher. Gittel fühlte schmerzlich, warum er zögerte. Die Arbeitszeit hatte längst begonnen. Endlich zwang er sich fort. Aber je näher er der Werkstatt kam, desto matter fühlte er sich. Den ersten „Guten Morgen" fürchtete er. Er fürchtete Jechiels Reden und den Spott seiner Genossen. Da fiel ihm ein, wie mutig und stark doch so ein Gläschen Schnaps machte; er hatte es ja erprobt. Sollte er sich jetzt wieder stärken? Sollte er sich jetzt wieder Mut trinken? Er erschrak bei diesem Gedanken und ging hastiger zur Werkstatt.

„Guten Morgen, Ahasveros," riefen ihm die Arbeiter zu. „Nun, hast du was Gutes eingeheimst?" fragte Jechiel, ihn schon duzend. „Weinen tut er. Bei Abraham Baruch Kaplan hättest du schon was Ordentliches bekommen. Ich habe mehr als einen Rubel 'rausgetragen. Aber der Narr hat sich zerweint." Ein anderer witzelte: „Wahrscheinlich hat er nach Waschti geweint."

Simon schoß das Blut in die Wangen. Er zerbiß sich vor Wut und Scham die Lippen. Grimmig wollte er erwidern, — aber es trieb ihm die Tränen in die Augen. „Wer ein Purimspieler werden muß, wird einer," sagte er. Als ihm aber ein Dritter zurief: „Von dir, Simon, hätten wir es nicht erwartet. Das ist nicht dein Geschäft." Da verfärbte sich Simon. Er hätte die Scheere und das Bügeleisen dem Arbeiter an den Kopf werfen mögen. Doch der Meister trat gerade ein. „Du bist nächtens als Purimspieler gegangen? Jechiel erzählte doch so was." — „Er war doch Ahasveros," spöttelte ein Arbeiter. „Er wollte doch König werden" — „Das paßt für Jechiel," meinte der Meister, „nicht für dich, Simon." Da fuhr Jechiel auf: „Warum für Jechiel? Jechiel ist kein Dieb, kein Spitzbube, kein Vagabund, nur ein armer Mann. Warum geht Jechiel als Purimspieler? Damit er auch ein Passah hat." — „Schon gut, du bist ein braver Mensch," verhöhnte ihn der Meister. „Aber was war das mit dir, Simon?" Simon saß wie auf Nadeln. Ihm tanzte alles vor den Augen. Er antwortete nicht. Er tat, als ob er nichts verstände. Aber die Arbeiter spöttelten weiter. Noch lange. —

Der Meister ließ Schnaps holen, weil doch Schuschan-Purim war. Simon wollte erst nicht trinken. Er wollte überhaupt mit seinen Genossen nichts mehr zu tun haben. Als man ihm Schnaps anbot, tat er, als ob er nichts hörte. Doch wie seine Kollegen das als eine neue Gelegenheit zum Sticheln benutzten, dachte er bei sich: ein bißchen Branntwein würde ihn munterer machen. So nahm er denn ein Glas und wieder ein Glas; aber er hatte doch noch so viel Besinnung, daß er aufhören müsse, sonst würde er betrunken werden; und das sei ein Verbrechen. Nun wurde ihm wieder so schwer ums Herz, daß er wieder anfing zu weinen. „Sei doch kein Narr," riefen ihm die anderen zu. „Wie kann man sich so haben? Wir machen doch nur Spaß. Wenn du schon als Purimspieler gehst, was ist denn dabei? Andere tuns doch auch." Er antwortete

nicht. Er hatte nur einen Wunsch: weiter trinken. So goß er denn noch ein paar Gäser voll Schnaps in sich hinein. Er hörte auf zu weinen: er war gut betrunken. Die Augen fielen ihm zu. Wie Klötze sanken ihm die Arme herunter. Die Füße konnten ihn kaum noch tragen. Tausend wirre Gedanken jagten ihm durch den Kopf. Er hätte sich zerreißen mögen; mit dem Kopf gegen die Wand stürmen, schreien, jammern, heulen. Da fiel ihm ein, die Werkstatt lieber zu verlassen „Laßt ihn nicht fort," riefen die Arbeiter. Jechiel packte ihn am Arme und suchte ihn zu halten. Er riß sich aber los und ging. Er murmelte vor sich her: „Ich bin ein Verlorener, ich werde schon ewig ein Verlorener sein. Für immer ein armer Mann und nun auch Purimspieler. Alles vorbei, vorbei! Und Gittel? Sterben oder sich betrinken. Was tut ein armer Mann? Sich betrinken. Nun bin ich schon ein Purimspieler. Ich mache mir nichts mehr daraus. Ich lache über alles." Und wie er nun weiter wankte, hörte er hinter sich die Frauen tuscheln: „Simon ist gut betrunken." — „Und nächtens war er Purimspieler." — „Ja, ja, wozu die Armut führt, aber man soll doch Mensch bleiben, wenn man auch arm ist." —

Er wollte sich hinstellen, um zu antworten. Aber er hielt an und brummte nur vor sich hin. Und er ging direkt nach Hause. „Was wird Gittel sagen? — Alles eins! Alles eins!"

Wie er nun ins Zimmer wankte, schrie Gittel auf: „O mein Gott!" Er ließ sich schwer aufs Bett nieder und dachte, er müßte sterben. Verzweifelt rang sie ihre Hände, raufte sich ihr Haar. „Simon, wie konntest du dich so betrinken? Das hat uns noch gefehlt." Er zog sie wild an sich, faßte ihre beiden Hände. „Ich kann das nicht überleben," schrie sie und riß sich von ihm los. Er stammelte: „Wein nicht, Gittel, es ist so traurig! . . . . Ich mußte trinken, ich konnte nicht anders. . . . Alle haben mich verlacht. . . . Wer bin ich? Jechiel ist meines Gleichen. Verstehst du? Gittel, ich habe meine Welt verspielt, alles ist aus, wein nicht, ich werde schon sterben, wein nicht."

Am nächsten Morgen, da er nüchtern war, fühlte er sich matt und schwach. Er wagte es nicht, Gittel in die Augen zu schauen. Er schämte sich vor den Kindern, die ihn in seiner Trunkenheit gesehen hatten und sich jetzt noch furchtsam beiseite stahlen. Er fürchtete, daß er wieder an den vergangenen Tag denken könnte. „Weiter fehlt mir nichts!" dachte er erschrocken. „Gittel" — die Nacht hatte sie um zehn Jahre älter gemacht — „es war das erste und das letzte Mal . . . Was ist aus mir geworden?" Gittel sah ihn traurig an. Er aber nahm sich vor, seinen alten, guten Namen wieder herzustellen, denn er fühlte, was er verloren.

Als er wieder zur Werkstatt ging, sank aller Mut, den er sich gemacht hatte, wieder zusammen. Keinem mochte er ins Gesicht sehen, mit keinem wagte er zu sprechen. Jeder würde ihn verlachen, dachte er, wie einen Verworfenen. Auf ewig ein Verlorener, ein Verfallener! Und wirklich: die Leute verstanden ihn nicht und fühlten nichts mit ihm.

Den ganzen Tag saß er über seine Arbeit gebeugt. Mit keinem sprach er ein Wort: mit sich selbst lag er im Kampf. Er wollte munter werden, wieder aufleben, aber um so unmutiger wurde er. „Ich Narr," wütete er gegen sich, „bin ich denn so verloren, so vertiert! Was habe ich denn verbrochen?" Aber zwischen allen diesen Entschuldigungen schrie es in ihm: „Du bist ein Verlorener, ein Verfallener! Sterben, sterben, sich erhängen. Ah! besser ists, sich gut anzutrinken und sich in den Straßenrinnstein zu werfen."

Da erinnerte er sich, daß zu Hause noch eine Flasche mit Schnaps vom Purim stand. Er sah sie deutlich vor sich. Halb voll noch, und sie lockte ihn zu sich. . . . Wie gern hätte er diese Schreckbilder zerschlagen mögen, nicht an den Branntwein denken. Er zwang sich, den Gesprächen der Kameraden in der Werkstatt zu lauschen; aber die Flasche steht vor ihm und lockt und ruft. „Ach," seufzte er und blickte aus dem Fenster. Er möchte sich auf andere Gedanken drängen. Er singt sich ein Liedchen. Aber die Flasche steht vor ihm.

Am Abend fürchtete er sich schier heimzugehen. Die Flasche daheim fürchtete er. Wenn er sich seine Furcht überlegte, mußte er lachen, aber Furcht hatte er doch. Daheim wagte er es nicht, auf den Schrank zu schauen, wo die Flasche stand. Er setzte sich neben Gittel, als ob sie ihm Schutz böte. „Wie gut wäre es doch," dachte er bei sich, „wenn der Schnaps fortgegossen würde." Doch Simon rührte sich nicht vom Flecke. Er schämte sich, Gittel zu gestehen, daß ihn der Schnaps ängstige.

Im Geiste legte er sich ein Gespräch zurecht, das Gittel dazu führen könnte, den Schnaps auszugießen.

Da nun Gittel in die Küche ging, sprang er schnell an den Schrank, packte die Flasche, öffnete sie, um den Branntwein fortzuschütten, aber eine fremde Macht stieß sie ihn an den Mund. . . . — —

Als Gittel nach einer Weile wieder hereinkam, saß er schon mit trunkenen Augen da. „Ach Gittel, schon alles eins," stammelte er, „verstehst! . . . Das Herz . . . das Herz . . . ich werde verrückt werden, verstehst!" Tränen strömten ihm über die Wangen: „Das Herz . . . das Herz."

Er warf sich aufs Bett, aber da er Gittel und die Kinder weinen hörte, hob er wieder den Kopf hoch und schaute sie an: „Alles eins . . . alles eins."

Und Simon bekam eine rote Nase und triefende Augen, Gittel wurde grau und welk. Eine alte Geschichte . .

Anzeigen-Echo

München. Die ordentliche Generalversammlung der Israel. Religionsgesellschaft „Ohel Jakob" findet Sonntag, den 28. März, nachmittags halb 5 Uhr, im Beth Hamidrasch, Herzog Rudolfstr. 3, statt.

München. Verein Bne Jehudah. Samstag, 20. März: Vortrag der Frau Dr. Sonja Rabinowitsch-Lerch. Thema: „Die Lage der Juden in Rußland". Lokal: Frühstückszimmer des Hotel Reichshof. Beginn: 9 Uhr abends pünktlich. Gäste herzlich willkommen.

München. Jüdischer Turn- und Sportverein. Bis auf weiteres finden jeden Mittwoch halb 9 Uhr im Hotel Reichshof, Sonnenstraße 15, gesellige Abende statt, bei denen Gäste willkommen sind. Sonntag, den 21. März: Nachmittagswanderung. Treffpunkt 3/42 Uhr. Bogenhauserbrücke, Föhring, Schleißheim. Tourenkleidung. Proviant mitbringen. J. R.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4. — Verantwortlich für die Redaktion: Norbert Weldler München-Solln, Erikastr. 6, für den Anzeigenteil: Chr. Lehmeyer, München.